



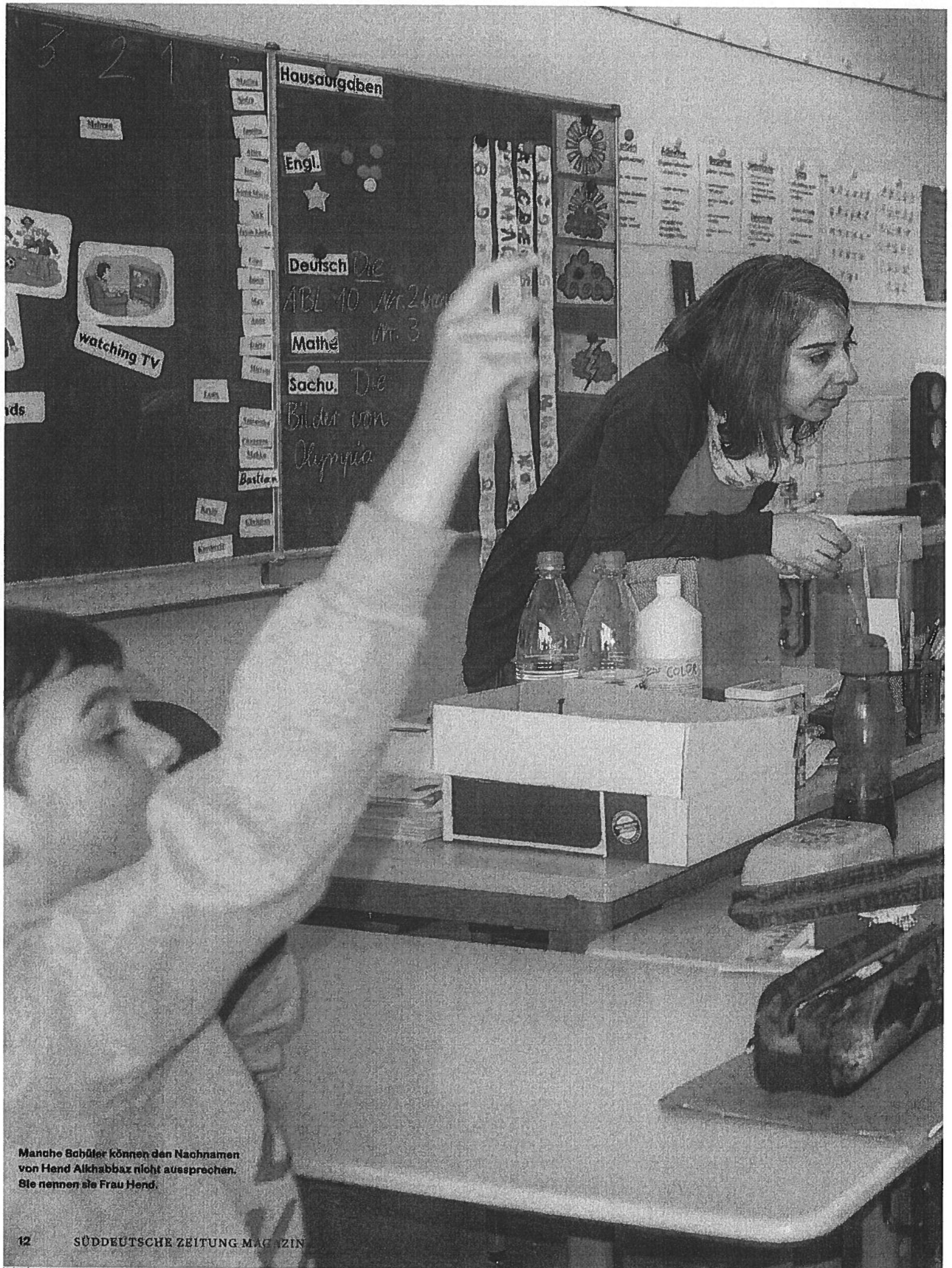
Hend Alkhabbaz, 34, lebt
seit September 2016
in Deutschland – und
gibt seit neun Monaten
Schulunterricht.

Frau mit Klasse

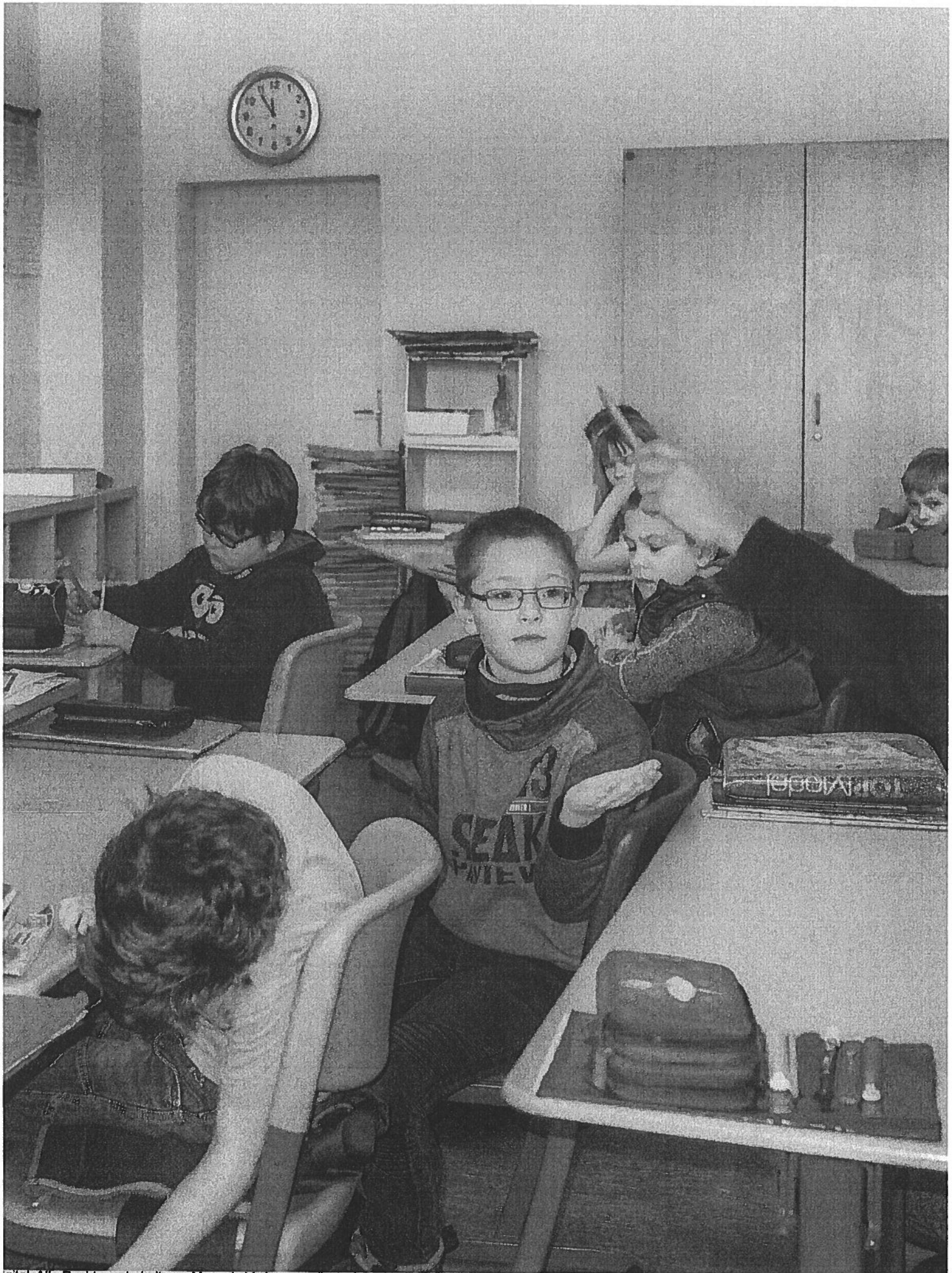
TEXT
Björn Stephan

FOTOS
Mario Wezel

Die Sigmund-Jähn-Grundschule im brandenburgischen Fürstenwalde war verschrien. Dann kamen etliche geflüchtete Kinder – und eine Lehrerin aus Syrien. Heute gilt die Schule als vorbildlich. Aber das gefällt nicht allen Eltern



Manche Bahüler können den Nachnamen von Hend Alkhabbaz nicht aussprechen. Sie nennen sie Frau Hend.



Es war der Krieg, der sie an diesen unwahrscheinlichen Ort gespült hat, an diese vergessene Schule in einem siechen Plattenbauviertel im Osten Deutschlands. Seitdem sie hier ist, hat sie sich oft über die

Deutschen gewundert. Die Deutschen, sagt sie, haben Gesichter wie Löwen, blond und stolz. Die Deutschen haben blasse Haut und lieben Tätowierungen. Sie geben ihren Kindern seltsame Namen wie Jason-Lee oder Kimberley-Sun. Sie sind immer pünktlich, haben aber nie Zeit. Und sie feiern Fasching.

Es ist ein eisblauer Dienstag im Februar, als Henda Alkhabbaz, eine kleine, stolze Frau aus Syrien, in einer Turnhalle in Brandenburg steht. Um sie herum toben 200 Kinder, die Schüler der ersten bis zur vierten Klasse, zu lauter Schlagermusik. Alkhabbaz, 34 Jahre alt, das dunkle Haar von grauen Strähnen durchzogen, floh Mitte 2015 nach Deutschland, seit Oktober 2017 unterrichtet sie. Fasching hat sie noch nie gefeiert. Sie weiß nur, dass man sich verkleidet. Also hat sie sich eine schwarze, mit Strasssteinen besetzte Maske aufgesetzt. Sie lässt den Blick durch die Turnhalle schweifen: Ritter, Cowboys, eine große Erdbeere. Die Erdbeere ist die stellvertretende Schulleiterin, die mit Batman schimpft, weil er Schneewittchen einen Ball an den Kopf geworfen hat.

Es gibt vieles in diesem Land, das sie nicht versteht.

Dann greift eine Fee nach Alkhabbaz' Händen, und Bob Marley, der Musiklehrer mit falschen Rastazöpfen, legt ein neues Lied auf: *Die immer lacht*. Und Alkhabbaz lacht und wippt. Sie hat sie sich vorgenommen, Deutschland zu mögen. Weil sie begreift, dass sie Deutschland genauso braucht wie Deutschland sie. Nur, begreifen das auch die Deutschen?

Ines Tesch erinnert sich genau daran, wie sie zum ersten Mal vor der Sigmund-Jähn-Grundschule stand, vor fast drei Jahren war das. Sie hatte sich auf die Stelle als Schulleiterin beworben, von einer »Brennpunktschule« war in der Ausschreibung die Rede. Aber sie, die in Marzahn und Neukölln gearbeitet hatte, dachte, das ist doch lächerlich: Brennpunktschule in einer Kleinstadt von 30 000 Einwohnern?

Also fuhr sie von Berlin nach Fürstenwalde. Sie passierte den wohlhabenden Süden der Stadt mit den sauber umzäunten Vorgärten, sie fuhr durch die renovierte Altstadt mit dem Dom und dem Marktplatz. Sah doch nicht schlecht aus.

Dann bog sie ab in den Norden der Stadt, ins Kosmonautenviertel, das so heißt, weil die Straßen nach Raumfahrern benannt sind: nach Gagarin, dem ersten Menschen im Weltraum, oder Komarow, dem Ersten, der im Weltraum starb. Und Tesch kam es vor, als wäre sie auf einem anderen Planeten gelandet. Aus dem Fenster ihres Autos

sah sie verfallene Plattenbauten, die Balkone mit Wellblech verkleidet, und am Ende der Straße einen ergrauten Klotz, auf den jemand einen lange verblichenen Regenbogen gemalt hatte. Ines Tesch, die geglaubt hatte, sie könne nichts schrecken, dachte: Oh mein Gott.

Zweieinhalb Jahre später, einen Tag nach dem Fasching, sitzt Tesch in ihrem Büro, das sie selbst in den Tönen Apricot und Vanille gestrichen hat. Sie ist 49 Jahre alt, eine Frau, die vor Zuversicht strotzt. Tesch sagt, sie habe eine Schule vorgefunden, die in Fürstenwalde als »Assi-Schule« galt. 450 Kinder hätten dort von der ersten bis zur sechsten Klasse unterrichtet werden können, aber die Zahl der Schüler schrumpfte seit Jahren, weil niemand aus dem wohlhabenden Süden sein Kind dorthin schicken wollte. Nur 200 Schüler waren übrig, die meisten kamen aus dem Kosmonautenviertel, viele Deutsche, ein paar Spätaussiedler, siebzig Prozent der Familien bezogen Transferleistungen. Es waren Schüler darunter, die weder Schneewittchen noch das Rotkäppchen kannten, die im Winter ohne Jacke zur Schule kamen und stolz erzählten, sie hätten die ganzen Ferien mit Mama Fernsehen geguckt.

Sie wurden unterrichtet von 14 Lehrern, alle ausgebildet zu DDR-Zeiten, alle über fünfzig Jahre alt, einige hatten nicht mal eine eigene Mail-Adresse. Tesch sagt: »Ich hatte das Gefühl, es war politisch gewollt, diese Schule sterben zu lassen. Im Süden wurden Millionen in die Schulen investiert und hier gar nichts mehr.«

Die Wände waren vergilbt, die Möbel stammten zum Teil noch aus DDR-Zeiten, in der Bibliothek standen die Klassiker des sozialistischen Realismus wie Nicolai Ostrowskis *Wie der Stahl gehärtet wurde*. Tesch ging zum Bürgermeister und sagte ihm, so geht es nicht weiter. Der Bürgermeister sagte ihr, ich kann auch nichts tun, in ihren Ohren klang es wie: Ich will nicht.

Also besorgte sich Tesch Farbe und überzeugte Eltern, am Wochenende die Klassenräume neu zu streichen. Sie rissen das Linoleum heraus. Sie entsorgten vier Container mit Möbeln und fuhren 600 Kilo Bücher zur Buchsammelstelle.

Dann passierte etwas Unvorhergesehenes. Im Spätsommer 2015, als sich Zehntausende Syrer nach Deutschland aufgemacht hatten, standen jeden Morgen neue Schüler vor Teschs Tür. Sie waren verschüchtert und sprachen kein Wort Deutsch, so wenig wie ihre Eltern.

In Fürstenwalde gibt es vier städtische Grundschulen. Eine liegt im Süden der Stadt, 200 Meter vom Flüchtlingsheim entfernt. Aber alle geflüchteten Kinder kamen zur Sigmund-Jähn-Grundschule, zu der sie 45 Minuten lang mit dem Bus fahren mussten. Die anderen Schulen seien voll, hieß es.

Man kann auf den Klassenfotos in den Fluren erkennen, wie die Schule sich gewandelt hat. Der Anteil von Kindern nichtdeutscher Herkunft ist von 14 Prozent auf 44 Prozent gestiegen.

Als die Direktorin Ines Tesch nach Fürstenwalde kam, erschrak sie: Solch eine Brennpunkt-Schule hatte sie zuvor nie gesehen.



150 Kinder, vor allem Syrer, nahm Tesch auf. Kinder, die sich unter Tischen verkrochen, wenn ein Sturm an den Fenstern rüttelte. Kinder, in deren Augen Angst flackerte, wenn der Feueralarm schrillte, oder die weinten, wenn der Lehrer ihnen Zettel für ihre Eltern aushändigte, ihr Vater oder ihre Mutter aber ja tot waren. Tesch fiel es schwer, sie zu trösten. Sie konnte sich nur mit Händen und Füßen verständigen oder per Google Translator. Sie hatte ein neues Problem. Sie brauchte Lehrer, die Arabisch sprechen. Aber woher?

»Ich liebe dich« und »Arschloch« waren die einzigen deutschen Worte, die Hend Alkhabbaz sprach, als sie Deutschland erreichte, im September 2015, nach 18-tägiger Flucht: Beirut, Izmir, mit dem Boot nach Griechenland, dann zu Fuß über die Balkan-Route nach Berlin.

Alkhabbaz sitzt jetzt in einem Klassenraum in der zweiten Etage, vor ihr zwei Mädchen, Yasmin und Hebba, sie sind elf Jahre alt, gehen aber in die dritte Klasse, weil sie erst seit anderthalb Jahren in Deutschland leben.

»So, meine Lieben, wo waren wir letztes Mal?«, fragt Alkhabbaz, während die Mädchen in ihrem Arbeitsheft blättern. Yasmin macht eine Bemerkung zu Hebba, auf Arabisch. Alkhabbaz schüttelt den Kopf: »Wir sprechen Deutsch.« Es ist Donnerstag, zwei Tage nach Fasching, zweite Stunde, Deutsch als Zweitsprache.

Die beiden Mädchen fangen an zu lesen, zögerlich, als würden sie sich an den Worten die Zunge verbrennen.

Yasmin: »Wir sind in den Wald gefahren.«

Hebba: »Das ist toll! Hast du auch ein Reh gesehen?«

Yasmin: »Leider nicht, die Rehe sind...« Sie stockt.

»Scheu«, sagt Alkhabbaz. »Wisst ihr, was das bedeutet?«

Die Mädchen zucken mit den Schultern.

Alkhabbaz vertut sich nur noch selten in der deutschen Grammatik. Sie ärgert sich maßlos, wenn sie ein Verb falsch konjugiert



Mit dem Flüchtlingshelfer Peter Schwickert war Alkhabbaz zum ersten Mal in ihrem Leben bowlen. Nun hilft er ihr, das Autofahren zu lernen.

Alkhabbaz sagt: »Scheu ist, wenn ihr... Angst habt. Nein, wartet, keine Angst.« Dann erklärt sie das Wort auf Arabisch. »Ach so!«, sagt Yasmin.

Nach der Stunde stellt Alkhabbaz die Stühle hoch. Sie sieht erschöpft aus. »Die beiden verstehen noch zu wenig. Bei mir war das auch so. Ist es immer noch.«

Sie vertut sich nur noch selten in der deutschen Grammatik. Dennoch ärgert Alkhabbaz sich maßlos,

wenn sie ein Verb falsch konjugiert, ihr ein Artikel verrutscht oder wenn sie einen Jungen »meine Liebe« nennt und die Kinder grinsen. »Der Lehrer hat ein Werkzeug. Das ist die Sprache. Ich bin unsicher, und die Kinder erkennen das. Das ist anstrengend und peinlich.«

Gelegentlich wirkt es, als habe Alkhabbaz vergessen, dass sie erst vor gut zwei Jahren anfang, diese Sprache zu lernen. Damals im Flüchtlingsheim in Fürstenwalde, wo sie gelandet war, obwohl sie nach Berlin wollte.

Sie teilte sich ein beengtes Zimmer mit einer Russin, die kaum ein Wort mit ihr sprach, über die Wände krabbelten Kakerlaken, und vor dem Fenster krümmten sich dürre Kiefern im Wind. Fürstenwalde kam Alkhabbaz klein und grau vor, nach 18 Uhr war kaum jemand auf der Straße, alle Geschäfte waren zu.

Sie dachte an ihren Vater Khaled, Mathelehrer von Beruf. Ihn vermisste sie am meisten, den Geruch seines Parfüms, seine Güte. Alkhabbaz dachte daran, wie er sie zu Hause in Homs gewarnt hatte: Deutschland ist ein Sündenpfuhl. Da trinken sie auf der Straße, überall haben sie dort Sex. Nimm dich in acht! Alkhabbaz hatte geahnt, dass das nicht stimmen könnte. Sie hatte sich Deutschland vorgestellt wie das Amerika, das sie aus Filmen kannte, hohe Häuser, große Autos. Jetzt, ihrem winzigen Zimmer, vor sich das Arbeitsheft *Deutschkurs für Asylbewerber*, wünschte sie sich, ihr Vater hätte ein wenig recht gehabt.

Sprachen sind ihr immer leicht gefallen, in Homs hatte sie Englische Literatur studiert und viel gelesen, Brontë und Hesse, auf Englisch und Arabisch. Dann als Lehrerin gearbeitet. Und Englisch in einer Grundschule unterrichtet. Nun lernte sie Deutsch, die Zahlen, Uhrzeiten, sie lernte sich vorzustellen: »Hallo, ich bin Hend, ich wohne in Fürstenwalde.«

Peter Schwickert leitete Alkhabbaz' ersten Deutschkurs. Seit dreißig Jahren bringt er »Asylanten« – so nennt er sie – Deutsch bei, sagt er, Russen, Arabern, Afrikanern. »Aber so eine kluge und fleißige Schülerin wie Hend hatte ich noch nie.«

Schon nach wenigen Wochen ernannte er sie zu seiner Assistenzlehrerin, er erklärte auf Englisch, sie übersetzte auf Arabisch. Er bot Alkhabbaz das Du an, aber Alkhabbaz sagte weiter »Herr Schwickert«. Er brachte Alkhabbaz das Fahrradfahren bei und zeigte ihr Fürstenwalde, das Alkhabbaz nun weniger klein erschien. Er begleitete sie zur Ausländerbehörde und ins Jobcenter, half mit Formularen. Ein bisschen erinnert er sie an ihren Vater.

Dann las er in der Zeitung von einem Projekt der Universität Potsdam: »Refugee Teachers Program«. Ein Programm für Geflüchtete, die in ihren Heimatländern studiert und als Lehrer gearbeitet hatten. Sie sollten ein- einhalb Jahre lang für deutsche Schulen ausgebildet wer-

den. Ein Programm für Integration und gegen den Lehrermangel.

Alkhabbaz sagte: »Was soll ich da? Das schaffe ich sowieso nicht!« Sie malte sich aus, eine Stelle als Kellnerin zu finden. Vielleicht sogar in Berlin. Aber Lehrerin? Schließlich, nach langen Diskussionen, bewarb sie sich. Und Herr Schwickert behielt Recht. 700 Flüchtlinge hatten sich auf das Programm beworben, Alkhabbaz war eine von fünfzig, die einen Platz bekamen.

Von nun an fuhr sie jeden Tag vom Flüchtlingsheim nach Potsdam, anderthalb Stunden mit dem Zug hin und anderthalb Stunden zurück. Das Jobcenter weigerte sich zunächst, die Fahrkarten zu bezahlen, 130 Euro im Monat. Sie zahlte selbst, obwohl sie nur 350 Euro Hartz IV bekam.

An der Uni belegte Alkhabbaz einen Intensivkurs in Deutsch. Sie lernte den Konjunktiv II, lernte, was ein Partizipialattribut ist und was ein Vorgangspassiv mit Modalverb. Sie las und schrieb Texte zu Themen wie »Fertiggerichte: Wie kommt der Eintopf in die Dose?« Manchmal türmten sich die Wörter zu unbezwingbaren Ungetümen vor ihr auf.

Schließlich musste sie ein Praktikum machen. Schwickert hatte sich überlegt, dass sie zur Goßmann-Schule gehen könnte, in den Süden. Doch dann rief Ines Tesch an.

Die Schule, die Alkhabbaz kennenlernte, hatte nicht viel gemeinsam mit der Schule, die Tesch vorgefunden hatte: Die Klassenräume waren gestrichen, in der Bibliothek neue Bücher, in den Fluren stand in zwölf Sprachen »Willkommen«. Es gab eine Sonderpädagogin, das Kollegium war auf 21 Lehrer gewachsen. Draußen renovierten Handwerker die Schulfassade, nachdem sich der Bürgermeister erbarmt hatte, Geld zur Verfügung zu stellen. Ein Drittel der Schüler waren Flüchtlinge.

Nach einem Rundgang setzten sich Schwickert, Alkhabbaz und Tesch ins Direktorinnenzimmer. Tesch erzählte, dass sie zum ersten Mal Schüler erlebe, die traurig seien, wenn die Ferien beginnen. Sie schwärmte von den geflüchteten Schülern, ihrer Wissbegierde und davon, wie diese den Eifer einiger Lehrer neu entfacht hätte.

Tesch erzählte aber auch von syrischen Mädchen, deren Eltern ihnen verbieten, am Schwimm- oder Sexualkundeunterricht teilzunehmen, und von syrischen Jungen, die gleich zuschlagen, wenn jemand ihre Mutter beleidigt hat. Sie sagte: »Frau Alkhabbaz, bitte kommen Sie zu uns.«

Schwickert erwiderte: »Wir entscheiden, wo HEND hingeht.« Aber Alkhabbaz zupfte an seinem Ärmel und gab ihm zu verstehen, dass es nur ihre Entscheidung war. Sie hatte das Gefühl, gebraucht zu werden. Sie ahnte nicht, dass das nicht allen gefallen würde.

Am Freitag, drei Tage nach dem Fasching, sitzt Alkhabbaz im Lehrerzimmer vor einer Tupperdose mit



In ihrer Wohnung hat Alkhabbaz viele Fotos von ihrer Familie aufgestellt. Oft sind Wörter wie Love, Dance oder Dream zu lesen. »Das sind die Dinge, die mir fehlen«, sagt sie.

Salat. Gleich hat sie Englisch. Als der Sportlehrer das Zimmer betritt, fragt Alkhabbaz: »Na, wie war Sport?« Der Sportlehrer guckt erschrocken. »Joa, alles gut«, sagt er zögerlich. Schon zu Beginn ihres Praktikums wirkten die Kollegen so verschlossen und ernst auf Alkhabbaz. Sie waren immer im Stress, mussten immer arbeiten. Und zu allem Überfluss sprachen sie dieses nuschelige Brandenburgisch.

Die Schüler konnte Alkhabbaz ja verstehen. Aber wenn die Kollegen im Lehrerzimmer über Hertha BSC sprachen oder in der Konferenz über den nächsten Wandertag, verstand sie kaum etwas. Und sie hatte nicht den Eindruck, dass es jemanden interessierte.

Einmal fragte Alkhabbaz eine Lehrerin, ob sie helfen könne, und die Lehrerin sagte, sie brauche keine Hilfe, sie kriege das allein hin. Alkhabbaz fragte sich, ob es an ihr lag. Daran, dass sie

aus Syrien kam.

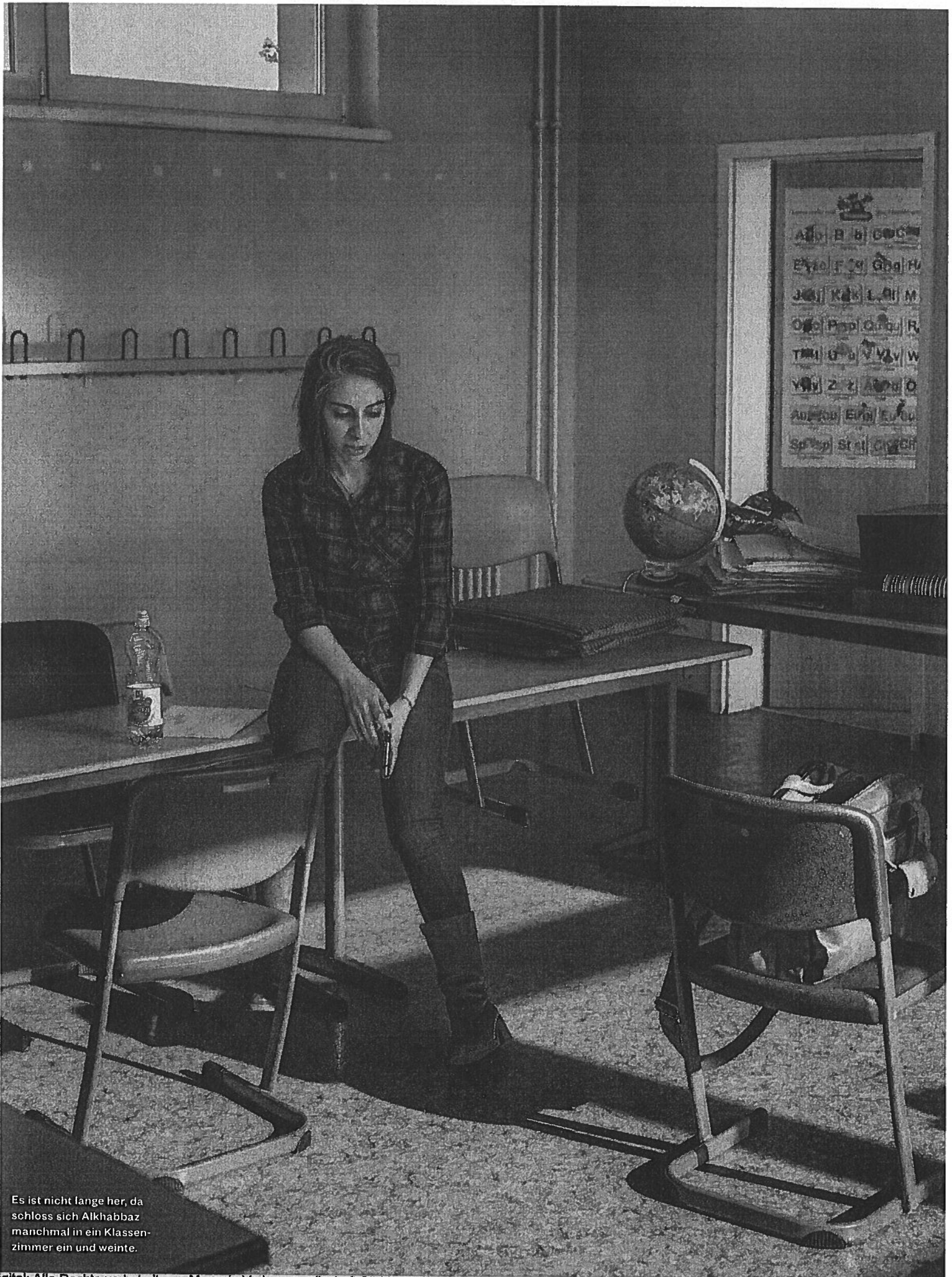
Auch der Unterricht war anders, als sie es aus Syrien kannte. An der Uni Potsdam hatte sie zwar Pädagogik-Seminare belegt und erfahren, dass die Deutschen keine Noten von eins bis zehn verteilen. Aber niemand hatte ihr gesagt, dass die Schüler respektlos genug sein würden, ihr ins Gesicht zu sagen: »Ich habe keinen Bock«, oder sie nachäffen würden, wenn sie sich verhaspelt. Und woher sollte sie wissen, dass Eltern in Deutschland, egal was ihre Kinder anstellen, den Lehrern die Schuld geben?

Alkhabbaz kam sich vor wie eine Idiotin. Wenn sie abends nach Hause kam, in die kleine Wohnung, die Herr Schwickert ihr besorgt hatte, fühlte sie sich einsam. Sie vermisste ihre Heimat, ihre Sprache, ihre Familie, ihre Freunde, die über die ganze Welt verstreut waren. In ihr war diese Leere, die alles verschluckte.

Sie schlief mit einem Mann, sie trank zu viel Alkohol. Nichts half. Sie sagt: »Mein Leben fühlte sich nicht echt an. Ich habe gegessen, aber ich wurde nicht satt, ich habe auf einer Party getanzt, aber ich war nicht glücklich. Ich habe gewonnen, aber ich fühlte mich wie ein Verlierer.« Manchmal schloss sie sich nach dem Unterricht in einen Klassenraum ein und weinte.

Wahrscheinlich hätte sie alles hingeschmissen, wäre da nicht ihre Kollegin Solveig Reichardt gewesen. Auch Reichardt war neu an der Schule. Sie hatte noch nie Klassen unterrichtet, in denen das Niveau der Schüler so auseinanderklaffte: Die einen waren Muttersprachler, die anderen konnten ein wenig Deutsch, die anderen gar nicht. Sie war froh, als Tesch ihr Alkhabbaz zur Seite stellte.

Alkhabbaz übte mit den syrischen Kindern Lesen. Sie sprach mit ihnen, wenn sie Bauchschmerzen plagten, und verriet es Reichardt, wenn Kinder sich auf Arabisch über sie lustig machten. Sie übersetzte bei Gesprächen



Es ist nicht lange her, da schloss sich Alkhabbaz manchmal in ein Klassenzimmer ein und weinte.

mit Eltern und erklärte ihnen, was für Mappen und Füller sie für ihre Kinder kaufen sollten. Im Gegenzug brachte Reichardt Alkhabbaz bei, dass es gut ist, wenn Kinder in Gruppen arbeiten. Und dass die Lehrerin einen Schüler in den Arm nehmen darf.

Ines Tesch sah Alkhabbaz' Fortschritte. Sie machte sich dennoch Sorgen. Sie fürchtete, Alkhabbaz könne sich überfordern. Ihr war nicht klar, dass Alkhabbaz sich überfordern musste. Dass sie es nicht anders schaffen konnte. Dass sie eben drei Tage und nicht drei Stunden brauchte, um ein Arbeitsblatt vorzubereiten.

Auf Facebook schrieb ein Vater: »Sollte es so kommen, dass die Lehrerin ein Kopftuch trägt, dann bleiben meine Kinder zu Hause«

Im September 2017, das Praktikum war vorbei, bestand Alkhabbaz das Programm in Potsdam. Als eine von 13. Alle anderen hatten aufgegeben oder waren an der Deutsch-Prüfung gescheitert. Tesch bot ihr eine Anstellung als Lehrerin für Englisch und Deutsch als Zweitsprache an. Alkhabbaz war dankbar.

Sie hatte etwas bekommen, was viele Flüchtlinge nie erhalten: eine Chance. Eine Aufenthaltsgenehmigung bis Januar 2019, und sie hatte eine Arbeit – wie knapp ein Viertel aller Flüchtlinge, die seit 2015 aus Kriegs- und Krisenländern nach Deutschland gekommen sind. Knapp 2000 Euro netto Monatsgehalt.

An dieser Stelle könnte die Geschichte enden. Es wäre eine Erfolgsgeschichte, die nur wenige Flüchtlinge schreiben. Weil sie nicht so gebildet sind wie Alkhabbaz. Aber auch, weil sie keinen Schwickert, keine Reichardt, keine Tesch haben, die sich ihrer annehmen.

Sie alle waren stolz. Als eine Lokalzeitung über Alkhabbaz berichtete, teilte Tesch ihre Freude auf Facebook, wo sie eine Seite für ihre Schule eingerichtet hatte. Darunter schrieb ein Vater: »Die Parteien sollten sich mal ums deutsche Volk kümmern. Sollte es so kommen, dass die Lehrerin ein Kopftuch trägt, dann bleiben meine Kinder zu Hause.«

Mit so etwas hatte Tesch nicht gerechnet. Sie kannte den Vater, aber ins Gesicht hatte er ihr so etwas nie gesagt. Sie schaute auf seinem Profil nach, was er sonst so postete: »Eins hat die Flüchtlingskrise deutlich gezeigt, es wäre immer genug Geld für die Ärmsten bei uns da gewesen!!!«

Tesch hatte mitbekommen, dass es zu Beginn des Schuljahres nur zwölf

neue Anmeldungen an ihrer Schule gegeben hatte. Sie hatte auch die Sorge einiger Eltern gespürt, dass die Leistung ihrer Kinder unter den Flüchtlingen leiden könnte. Und sie hatte davon gehört, dass deutsche Kinder von den »scheiß Ausländern« sprachen. Ein Junge in der ersten Klasse meinte: »Die Merkel ist doch schuld, dass die ganzen Kanaken bei uns sind.«

Ines Tesch sagt: »Wir haben den Ruf der Assi-Schule verloren. Dafür sind wir jetzt die Ausländer-Schule.« Und in Fürstenwalde, wo die AfD bei der Bundestagswahl 22,8 Prozent bekam, ist das womöglich ein größerer Nachteil.

An einem Montag, sechs Tage nach dem Fasching, bringt Dieter Kleppe seine Tochter Alisha zur Schule, wie jeden Morgen. Eigentlich müsste er das nicht, sie wohnen gegenüber, und Alisha ist zwölf. Aber Kleppe ist ein fürsorglicher Vater. Er mag es, seiner Tochter jeden Morgen Frühstück zu machen, Cornflakes und Kiba, und er genießt den gemeinsamen Weg. Als sie vor der Schule angekommen sind, nimmt Kleppe ihren Ranzen von der Schulter. »Hab einen schönen Tag, Lischi.« Alisha nickt mit der demonstrativen Gleichgültigkeit eines Teenagers.

Kleppe wartet, bis sie in der Eingangstür verschwunden ist, dann schaut er auf seine Uhr. Sie sind pünktlich wie immer. »Meistens sind die Asylanten zu spät.«

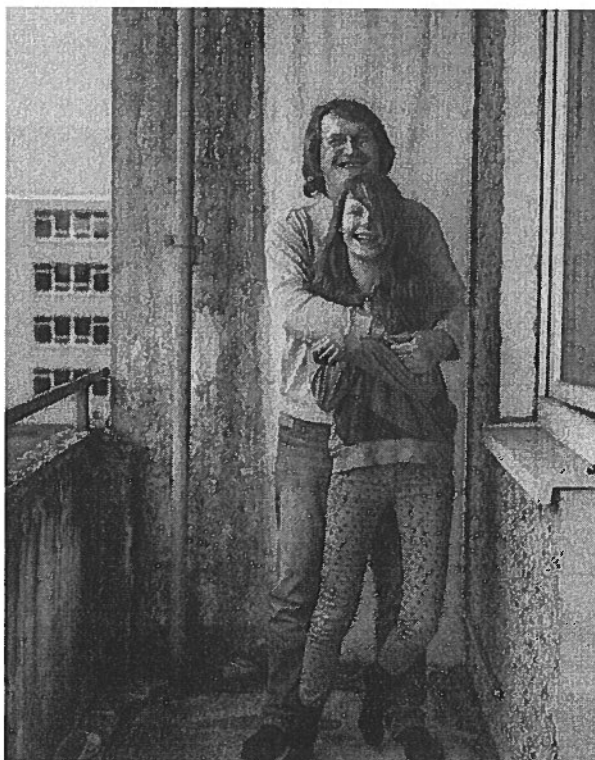
Dann setzt er sich auf sein Fahrrad und fährt in die Christophorus-Werkstätten, eine Einrichtung für Behinderte, in der er als Betreuer arbeitet, Bundesfreiwilligendienst. Kleppe, gelernter Facharbeiter für Plast- und Elastverarbeitung, ist 53 Jahre alt. Er ist der Vater, der den Kommentar auf Facebook postete.

Um 14 Uhr kommt Kleppe nach Hause. Alisha, benannt nach einer Figur in der Serie *Misfits*, die ihre Mutter immer geschaut hatte, ist noch in der Schule. Seit neun Jahren wohnen die beiden hier – seit Kleppe seinen Job bei den Pneumant-Reifenwerken verloren hat und die Beziehung zu Alishas Mutter in die Brüche ging. Ihre Wohnung misst 67 Quadratmeter, vier Zimmer mit Balkon, die Küche mit Durchreiche, das Bad ohne Fenster. »Plattenbautyp 2« nannte man das zu DDR-Zeiten, sagt Kleppe.

Früher wohnten Rechtsanwälte und Ärzte in diesen Wohnungen, die Intelligenz im Arbeiter- und Bauernstaat. Nach der Wende jedoch zogen die, die es sich leisten konnten, in Fürstenwaldes Süden und bauten Einfamilienhäuser. Das Kosmonautenviertel verfiel, und Kleppe, aufgewachsen im Süden, zog her. Die Miete, 436 Euro im Monat, war günstig und die Schule vor der Tür. Er engagierte sich im Förderverein der Schule und versäumte nie eine Schulveranstaltung.

»Dann kamen die Asylanten«, sagt Kleppe. Unter ihm, im zweiten Stock, würden welche wohnen, sagt er, oben im fünften auch. Es klingt, als hätten sie ihn umzingelt. ▶

»Es war besser ohne Ausländer«, sagt Dieter Kleppe. Seine Tochter Alisha hatte Alkhabbaz als Vertretungslehrerin.





Hier wohnen Alina und ihr Vater. Obwohl das Haus gegenüber der Schule liegt, bringt er sie jeden Tag hier.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG MÜNCHEN

Als es losgegangen sei mit der »Flüchtlingssache«, sagt er, habe er Kleider zum Roten Kreuz gebracht. Dort hätten die Mitarbeiter gesagt, wenn er keine Markenklamotten dabei habe, könne er wieder umdrehen. Er war empört. Wenig später habe sich seine Wohnungsgesellschaft gemeldet: Eine syrische Familie benötige eine Vierraumwohnung, ob ihm und seiner Tochter nicht zwei Zimmer genügen?

Er schaut sich in seinem Wohnzimmer um. Der blaue Teppich ist schmutzig und von Kaffeeflecken zerfressen. Die Schrankwand hat er für vierzig Euro vom Roten Kreuz bekommen. Den Fernseher und den Laptop als Prämie beim Abschluss seines Handyvertrags.

Kleppe lebt von Hartz IV, durch den Bundesfreiwilligendienst verdient er sich hundert Euro dazu. Es ist kein Geld für den Reitunterricht übrig, den Alisha sich so sehr wünscht. Dafür fahren sie in den Heimattiergarten. Als Kleppe sah, was seine neuen Nachbarn bekamen, entflammte sein Neid. »Die Caritas hat bei denen unten neue Möbel reingestellt. Und die vorne haben eine Einbauküche bekommen!« Seitdem schaut Kleppe genau hin, wer was bekommt in Fürstenwalde. Beim FSV Union Fürstenwalde müssten Syrer keinen Beitrag zahlen, sagt er. Und am Kindertag im Jugendclub nichts für den Kuchen. »Die Asylanten kriegen alles umsonst, jeder hat das neueste Handy in der Hand, aber ich kann meiner Tochter nur ein gebrauchtes kaufen.«

Die Armut hat Kleppe gebeugt. Die Wut richtet ihn wieder auf. Kleppe merkt nicht, dass es manche Politiker sind, die sie schüren. Die versuchen, seine Wut auf die Flüchtlinge zu lenken, als wären die verantwortlich für Kleppes Armut. Kleppe war schon arm, bevor die Flüchtlinge kamen. Aber das sieht Kleppe nicht. Er hat das Gefühl, die Syrer wollten ihm etwas wegnehmen, was nur ihm zusteht.

Alisha kommt nach Hause, sie verschwindet mit einer Freundin in ihrem Zimmer. Auf die Tür ist ein Zettel geheftet: »Nicht reinkommen«. Kleppe öffnet die Tür, die beiden hocken auf dem Boden und starren auf ihre Handys.

»Alisha, machst du bitte deine Hausaufgaben?«, sagt Kleppe. – »Ja, Dieter«, sagt Alisha und klappt widerwillig ihr Heft auf. Als Kleppe zurück ins Wohnzimmer geht, sagt Alisha: »Ich hasse Hausaufgaben«, und widmet sich wieder ihrem Handy. Sie sagt, sie möge *Minecraft* und Kunst, weil sie da nur Einsen kriege. Sie sagt, sie möge nicht Deutsch und Mathe, weil sie da auf vier stehe, und auch nicht die Teddybär-Tapete in ihrem Zimmer, weil die für Babys sei. Papa habe ihr versprochen, das Zimmer neu zu tapezieren, sagt sie, deshalb habe sie die Tapete schon zum Teil abgerissen, doch gerade sei kein Geld da. Am allermeisten, sagt sie, liebe sie aber Animes aus Japan. Alisha kramt einen Zettel aus ihrer Schminkkiste

hervor, auf den sie das japanische Alphabet und einige Vokabeln geschrieben hat. Sie wisse schon, was »Entschuldigung« und »Ich liebe dich« heißt.

Fragt man sie nach den syrischen Schülern in ihrer Klasse, sagt Alisha: »Mir ist das eigentlich egal.« Dann erzählt sie, dass sie eine WhatsApp-Gruppe in ihrer Klasse hätten, in der nur deutsche Schüler seien. Sie sagt: »Das ist keine deutsche Schule mehr. Die sind wegen den blöden Kriegen hergekommen. Ich möchte, dass jedes Kind in sein Land gehört. Sonst braucht man nicht mehr wegzureisen, weil schon alle hier sind.«

Alkhabbaz sagt, sie könne den Neid verstehen und die Furcht der Deutschen vor dem Fremden: Das sei in Syrien nicht anders

Alisha und ihr Vater waren nie gemeinsam im Urlaub. Sie sagt, ihr größter Wunsch sei es, einmal nach Japan zu fliegen. Oder wenigstens an die Ostsee. Alisha sagt, was ihr Vater sagt. Und Kleppe sagt, was er denkt.

Er ist nicht allein mit seiner Meinung. Das sieht er an den Likes, die er bekommt. Kleppe sagt, er weiß, dass noch viel mehr Eltern an der Schule so denken wie er und sich nur nicht trauten, das öffentlich zuzugeben, weil sie dann als Nazi abgestempelt würden. So wie er mit seinem Facebook-Post über diese syrische Lehrerin.

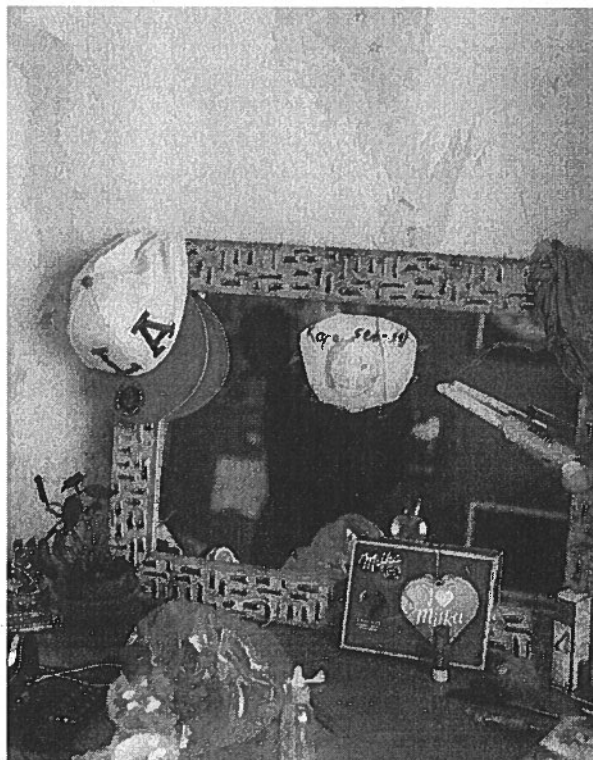
Er sagt, persönlich habe er nichts gegen sie. Aber Alisha hatte einmal Vertretung bei ihr, daher weiß er, dass sie komisch spricht. Kleppe sagt: »Das ist eine deutsche Schule, da muss jeder Deutsch sprechen.«

Hend Alkhabbaz lebt zwei Kilometer vom Kosmonautenviertel und Kleppe entfernt, im Zentrum von Fürstenwalde, in einem Altbau, drei Zimmer, 49 Quadratmeter. Die Einrichtung sieht ziemlich deutsch aus: Anbauwand, Laminat, Esstisch, sehr aufgeräumt. An den Wänden hängen Fotos ihrer Familie und ihrer Freunde.

Nach einem langen Tag an der Schule sitzt Alkhabbaz auf dem Ecksofa im Wohnzimmer. Vielleicht sei sie Dieter Kleppe schon mal begegnet, sagt sie, aber gesprochen habe sie nie mit ihm. Seine Art von Meinung ist ihr dennoch vertraut, sie liest die Artikel, die Herr Schwickert ihr aus der Zeitung ausschneidet. Sie weiß, wie manche Deutsche über Flüchtlinge denken.

Sie selbst, sagt sie, sei in Deutschland nie angefeindet worden. Doch manchmal spüre sie das Misstrauen der Leute: Wenn sie im Netto einkauft und die Verkäuferin sie mustert, als wäre sie

In ihrem Zimmer hat Alisha schon Teile der Teddy-Tapete abgerissen. Für eine neue Tapete fehlt aber noch das Geld.



eine Diebin. Oder wenn sie mit dem Bus fährt und Blicke an ihrer neuen Winterjacke hängenbleiben, die sie sich von ihrem ersten Gehalt gekauft hat. Alkhabbaz sagt, sie finde das unangenehm, aber nicht merkwürdig.

Sie kann den Neid verstehen und die Furcht der Menschen vor dem Fremden, das sei in Syrien nicht anders. Aber was sie nicht verstehe: wenn Politiker Angst und Neid nutzen, um Hass zu schüren. Wie sie Arme gegen Flüchtlinge ausspielen würden.

Dann wird Alkhabbaz noch leiser. Sie sagt, Deutschland behandle sie gut, sie habe eine Wohnung, einen Job, Freunde. Sie müsse nicht mehr um ihr Leben fürchten. In Syrien war der Krieg, die Bombe, die ihr Haus zerstörte. »Ich hatte das Gefühl, ich könnte jeden Moment sterben.«

Dennoch sehnt sie sich nach ihrer Heimat. Diese Sehnsucht ist das, was sie mit Dieter Kleppe gemeinsam hat: Sie wünschen sich ein Land zurück, das es nicht mehr gibt. »Syrien ist nicht mehr mein Land«, sagt Alkhabbaz. In das Syrien, das nun entstanden ist, will sie nicht zurück. Sie sagt, fast alle syrischen Eltern an der Schule empfänden das genauso.

Wenn Alkhabbaz die Nachrichten hört, ist oft von Abschiebung die Rede, von Zuzugssperren oder der Aussetzung des Familiennachzugs. Es sind Worte, die so tun, als könnte man die Zeit zurückspulen und sich der 1,4 Millionen Menschen, die seit 2015 um Asyl gebeten haben, einfach wieder entledigen. Nur selten geht es um die Frage: Wie kann Integration gelingen?

Alkhabbaz kann das schwer begreifen. Sie hat bewiesen, dass es geht. Sie hat sich eingefügt und ist bereit, etwas für das Land zu tun, das ihr ein Obdach und eine Perspektive geboten hat.

Peter Schwickert sagt: »Sie ist ein Geschenk für Deutschland.«

Solveig Reichardt sagt: »Sie ist ein Glückstreffer.«

Ines Tesch sagt: »Ich bin sehr froh, dass sie da ist.«

Tesch würde ihr noch keine Klasse als Klassenlehrerin anvertrauen, aber sie ist sich sicher, dass es eines Tages so kommen wird. Sie glaubt daran, dass ihre Mühe belohnt wird. So wie die Mühe mit der Schule belohnt wurde.

Der Stadtrat hat beschlossen, dass alle Eltern, die im Nordosten Fürstenwaldes leben, ihre Kinder auf die Sigmund-Jähn-Grundschule schicken müssen. 58 Anmeldungen hat Tesch bereits bekommen.

Am Dienstag, sieben Tage nach dem Fasching, läuft HEND Alkhabbaz in einen Raum im Erdgeschoss der Schule. Sie ist spät dran. Ines Tesch hat alle Eltern mit Migrationshintergrund zum Elternabend eingeladen. Alkhabbaz soll übersetzen. Sie postiert sich vorne neben Tesch. Im Raum sitzen fünfzig Eltern, fast alle Männer haben links vor Alkhabbaz Platz genommen, fast alle Frauen, viele mit Kopftuch, rechts.

Durch die schmalen Fenster an der Seite des Raums dringt schummriges Licht, als Ines Tesch die Eltern begrüßt. »Merhaba«, sagt sie, willkommen. Ein Vater verbessert ihre Aussprache, Tesch wird ein bisschen rot.

Sie hat sich vorgenommen, an diesem Abend auch ein paar kritische Worte zu finden. Dazu, dass die Eltern die



Auf die Elternversammlung sind vor allem Syrer und Tschetschenen gekommen. Alkhabbaz fungiert hier auch als Dolmetscherin.

Hausaufgaben ihrer Kinder kontrollieren sollen und sie entschuldigen müssen, wenn sie krank sind. Aber vorher will sie loben. »Es gibt Menschen, die sagen, wir sind eine Ausländerschule. Ich sage: Wir sind stolz drauf, weil wir ganz tolle Kinder haben aus zwölf Nationen. Wir haben die 24 Kinder mit den besten Halbjahreszeugnissen ausgezeichnet, davon waren elf Kinder nichtdeutscher Herkunft. Das ist super!«

Während Alkhabbaz übersetzt, pirschen draußen vier Mädchen an den Fenstern entlang. Sie bleiben stehen, werfen Blicke in den Raum, auf die Frauen mit den Kopftüchern und die Männer mit den dichten Bärten. Als Alkhabbaz fertig übersetzt hat, fangen die Eltern drinnen an zu applaudieren. Von draußen ruft eines der Mädchen: »Ausländer raus!« Dann laufen sie weg.



BJÖRN STEPHAN

Eine Lehrerin erzählte unserem Autor von einem afghanischen Jungen, zehn Jahre alt, der sie im Unterricht fragte: »Warum sprechen die deutschen Kinder eigentlich so schlecht Deutsch?« - »Sehr gute Frage«, sagte die Lehrerin. Wusste aber auch keine Antwort darauf.